

Amanda Sthers  
Bin das ich, die du liebst?



Amanda Sthers

# Bin das ich, die du liebst?

ROMAN

*Aus dem Französischen  
von Karin Ehrhardt*

Sammlung Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
*Keith me* bei Éditions Stock, Paris.



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001223  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Deutsche Erstveröffentlichung  
Copyright © 2008 by Éditions Stock, Paris.  
Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2009  
by Luchterhand Literaturverlag, München,  
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-630-62168-5

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

*Für Patrick, den Vater meiner Kinder,  
er bleibt in meinem Leben, für immer.*

*Ich verdanke dieses Buch einem Mann,  
der sich darin nicht wiedererkennen wird . . .  
In meinem Leben von Keith Richards  
ist alles wahr, aber nichts exakt.*

Keith. Keith. Keith Richards. Ja, ich weiß, wer ich bin, ich bin dieses faltenerstickte Gesicht, zerfurcht von Wegen, die es sich nicht ausgesucht hat, von den vielen Leben, die im Mutterbauch schon angefangen haben. Ja, ich bin dieser Mann, so wie ich die Frauen bin, die er geliebt hat, ich fühle seinen Schmerz, und ich liebe sein Lächeln. Tausendmal hat mich Mick in seinen Armen gehalten. Aber es war Keith, den ich über seine Schulter hinweg anschaute. Keith, über seine Gitarre gebeugt. Die Rolling Stones in voller Lautstärke in meinem Auto, die Hand eines Jungen, die meinen Schenkel hinaufgleitet. Die Stones im Wohnzimmer, ich jage hinter meinem Bruder und meiner Schwester her. Die Platte springt ein bisschen. Papa singt mit. Die Stones auf der Gitarre meines Bruders. Das Stones-Poster in meinem Zimmer. Die rosige Zunge, die ich meinem Spiegelbild zeige. *Angie*, die meinen Kummer vertreibt. Warum verliebt man sich? Einfach so ... Aus allen möglichen Gründen, wegen unserer verdammten kranken Hirne. Und man fällt. Manchmal steht man wieder auf, mit zerschrammten Knien. Keith hat mir nie weh getan. Wir hatten beide unseren Schmerz. Er hat mich Dinge tun lassen, die ich allein nie zu tun gewagt hätte.

Ich habe Angst, meinen Körper zu zerstören, ich lasse die Drogen in Keith' Venen fließen, ich will davon nur den Rausch. Über meinem Gesicht trage ich das von Keith Richards. Ich bin nicht in ihn verliebt. Ich *bin* Keith, so wie man sich manchmal so dicht vor den Spiegel stellt, dass man sich nicht mehr wiedererkennt.

Die Nacht ist bald um. Wir sind noch da. Zu dritt am Tisch. Wir langweilen uns. Wir machen uns über die tanzenden Gestalten lustig, die sich nicht im Takt bewegen. Und mein Lächeln lächelt falsch. Ein Wodka nach dem anderen. Ich musste für zwei Tage nach Paris. Meine Kinder sind im Süden geblieben. Ich lasse sie so selten allein, dass sich ein Abend, an dem ich sie nicht sehe, anfühlt, als hätte ich ihn meiner Jugend gestohlen. Ich komme mir vor, als wäre ich siebzehn, als hätten mich meine Eltern übers Wochenende allein im Haus zurückgelassen. Ich habe meinen Ehering vergessen. Ich frage mich, ob er seinen trägt, wenn er mit anderen Frauen schläft, weit weg von mir. Weit weg, seit wann? Weit weg, wovon?

Es ist, als hätte die Musik ausgesetzt. Als hätten sich alle auf einmal umgedreht. Keith betritt den Raum, und die Welt dreht sich wieder. Die abgekämpften Mädchen sehen wieder sexy aus. Der Champagner fängt wieder an zu fließen. »Das ist Keith Richards«, geht es in einem Raunen von Tisch zu Tisch, »das ist Keith Richards.« Das bin ich.

Sein langes Gesicht sieht aus wie mit einem Messer gezeichnet. Das Kinn lässt sich unter der gegerbten Haut erahnen. Wenn er einen anschaut, wird einem heiß, dann wird sein Blick wieder abwesend. Man kann darin versin-



ken, ihn aber nicht auf sich ziehen. Man kann ihn lieben, vorausgesetzt, man erwartet nicht, zurückgeliebt zu werden. Sein dürrer, sehniger Körper scheint für rohe Ummarmungen wie geschaffen. Man hat Lust, dass er einem das Bein ordentlich hoch hebt. Man hat Lust auf ihn. Lust, an die Wand gedrückt zu werden. Dabei ist er schon alt. Sein Gesicht ist ein Pergament, auf dem die Geschichte des Rock geschrieben steht. Aus der Nähe betrachtet, scheint es mir, als könnte ich seine Haut lesen, lauter Hieroglyphen, die nur ich allein entschlüsseln kann. Ich möchte ihm nahe sein. So wie man in den Bauch seiner Mutter zurückmöchte. Als er dreißig war, hat man ihm gesagt, er müsse sterben, so viele Drogen hatte er genommen. Also hat er noch ein bisschen mehr genommen, und es sind weitere dreißig Jahre dazugekommen.

Ich bin noch keine dreißig. Ich nehme ihn an die Hand wie ein krankes Kind. Er fragt nicht nach. Er trägt einen schwarzen Hut und sein unvermeidliches Tuch um den Hals. Keith kommt zu mir nach Hause. Wir gehen zu Fuß. An diesem Abend ist es direkt um die Ecke. Es ist einfach so. Wir gehen ins Wohnzimmer. Ich nehme ihm den Mantel ab, und er streicht mir über den Kopf. Ich lasse ihm ein Bad ein. Seine Füße sind abgenutzt. Auf den Fingernägeln Nagellack. Einige Nägel sind länger als andere, wie bei allen Gitarristen, aber man könnte meinen, es seien Frauenhände, die an seinen dunklen Körper geschraubt wurden. Mit dem Schwamm schäume ich seinen Rücken ein. Er lässt alles mit sich machen, wie in einem Pflegeheim, so als wäre er es gewohnt. Ich lasse mehr heißes Wasser ein. Ich spüle seinen krummen Rücken ab. Ich lasse meine Hand

in seinen grauen Schopf gleiten. Er dankt mir mit dem Blick. Dann wickele ich ihn in ein weißes Badetuch. Ich möchte, dass er sich auf Gaspards Bett ausstreckt, aber er will nicht. Er will nicht schlafen. Er will, dass ich ihm aus unserem Leben erzähle. Von Anfang an. Fang ganz vorne an. Na komm schon. Morgen ist keine Schule. Es ist bloß: Ich erinnere mich weder an den Anfang noch bekomme ich die Abfolge der Ereignisse richtig hin. Ich weiß nur, woran wir heute sind, und ich erinnere mich an ein paar Momentaufnahmen.

Erzähl schon. Du Erinnerst dich doch an Papa, an Augustus und an Micks Geschlechtsteil. Du Erinnerst dich doch, nicht wahr, Andréa?

Der Regen hat aufgehört. Kinderwagen und Mütter mit ihren Kindern im Schlepptau setzen bunte Farbtupfer in den städtischen Park von Dartford. Ich trage einen alten, hässlich braunen Wollmantel mit Knebelknöpfen und abgewetzten Ellenbogen. Ich gucke in die Luft. Ich gehe nicht schön geradeaus, und Papa ärgert sich wahrscheinlich. Ja, bestimmt habe ich in die Luft geguckt, wie immer. Ich mochte meine dunkelroten Schuhe nie leiden, es waren immer die gleichen, Jahr für Jahr neu gekauft, obwohl sich meine Füße so viel Mühe gaben zu wachsen, zu fliehen. In meinen Augen der Himmel von Kent, die graue Decke, die ich immer noch mag, die ich oft vermisst habe. Es ist ein Frühlings- oder Herbsttag. Egal, wir sind in England, Ende der Vierziger, die Männer haben immer noch Soldatengesichter. Ich erinnere mich, dass ich zu diesem Zeitpunkt an den lieben Gott glaubte. Etwa fünf Minuten später würde ich aufhören, an ihn zu glauben. Fünf Minuten, und ich würde begreifen, dass es keine Hand über der Himmelsdecke gibt.

In der Luft liegt der spezifische Geruch nach trockenem Sandkastensand, nach klebrigen und schweißigen Kindern, die unaufhörlich herumrennen, die ganze Zeit,

hin und her. Ich bin eines von ihnen. Ich versuche eins zu fangen, dann ein anderes. Mein Vater raucht Zigaretten. Er schaut nirgendwo hin. Manchmal sieht er mich an, wenn ich an ihm vorbeirennende. Er ist Vorarbeiter in einer Glühbirnenfabrik. Nicht gerade so wie in den Zeichentrickfilmen. Er hat noch nie einen Einfall gehabt. Es ist ihm noch nicht einmal eingefallen, mich zu lieben. Die kleine Jo bindet sich ihre Schnürsenkel neu, mit vor Anstrengung rausgestreckter Zunge. Mick, mein Kumpel aus dem Kindergarten, rennt nicht. Die Leute gehen zu ihm hin, um mit ihm zu reden. Die kleinen Mädchen schauen ihn an, die Jungs leihen ihm ihre Spielsachen, die Mütter wissen nicht so recht, ob sie ihn mögen. Ein paar größere Kinder lärmen herum, laufen die Rutsche hinauf. Da ist Teddy. Mein bester Freund, und doch kann ich mich nicht an seine Gesichtszüge erinnern, ich weiß nur, dass er dick war. Dick und nett. Zu kurze Pullover. Die Miniaturausgabe seines Vaters, Modell biergefüllter Ballon, bereit, nie aus der Stadt wegzufiegen. Da ist Lila, Lilas blaue Augen. Zehn Jahre später, Lilas blaue, tote Lippen, sie ist mit diesen Augen zur falschen Zeit in eine falsche Straße eingebogen. Da ist Gary. Gary macht mir Angst, er lächelt die ganze Zeit, und dann schlägt er zu. Und oft macht er beides auf einmal.

Da bin ich, Keith. Ich bin fünfeinhalb. Meine Haare sind zu lang. Ich fahre mir über die Nase, bestimmt war ich erkältet. Mir ist, als wäre meine Kindheit eine einzige verdammte Erkältung gewesen. Meine Schläfen pochen, meine Wangen sind gerötet, ich bin zu viel gelaufen. Die Haare kleben mir im Gesicht.

Sie sind zu fünf, zehn, vielleicht zwölf Jahre alt, sie sind groß. Ich sehe, wie sich die ganze Bande in Richtung Rutsche bewegt, dann sehe ich woanders hin. Jo hat einen Kuchen gemacht, ich möchte gern ein Stück davon. Irgendetwas in mir weiß schon alles über mich, was ich bin, was aus mir wird. Irgendetwas in mir sieht, wie mein Leben abläuft. Irgendetwas in mir hat schon die Ziellinie gesehen, aber noch nicht den Weg, der einzuschlagen ist, um sie zu erreichen. Ich bin ein kleiner Junge, der herumrennt und sich dabei langweilt. Überall sind Pfützen. Ich stelle mir vor, dass ein großer Drache geweint hat, und ich kämpfe mit meinem unsichtbaren Schwert gegen imaginäre Ritter, um ihn zu retten. Es ist ein guter, missverständlicher Drache, und nur ich spreche seine Sprache. Manchmal spreche ich auch mit den Vögeln. Aber nur ganz leise, ich will nicht, dass man mich für verrückt hält. Ich springe über die Pfützen hinweg. Manchmal auch mitten hinein, und dann geben mir meine nassen Füße das Gefühl, am Leben zu sein.

Ich erinnere mich nur noch an den Schlag in den Nacken. Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist. Ich weiß noch nicht einmal, ob sie sich die Mühe gemacht haben, einen Vorwand zu suchen. Sie haben einfach draufgehauen. Mein Kopf taucht in den Pipisand des Sandkastens. Ich hebe ihn für einen Moment hoch, kann gerade noch einen Bengel mit einer Schippe in der Hand erkennen. Und wieder mit der Nase hinein. Ich höre ihr Lachen. Lautes Lachen. Von überall her. Sie entdecken gerade die Gewalt für sich. Sie lachen, weil es ihnen Spaß macht. Sie lachen, um sich das Recht zu geben, mich immer wieder

und wieder zu schlagen. Schläge und Kinderlachen. Lachen. Daran erinnere ich mich mehr als an den Schmerz. Lachen. Ich mache Musik daraus. Auf der Bühne, als Erwachsener, werde ich oft gegen dieses Lachen anspielen. Meine Gitarre wird den Versuch unternehmen, es zu verwandeln, seine Gewalt und Traurigkeit zum Ausdruck zu bringen.

Und über das Lachen der Kinder hinweg, über das Schreien und Anspucken, höre ich das Lachen meines Vaters. Ein heiseres und schleppendes Lachen.

»Komm schon, Keith, kämpfe wie ein Mann. Kämpfe!« Und er lacht und lacht. Er fasst mich am Mantelkragen und zieht mein Gesicht hoch, ich habe Sand in der Nase. Ich reiße den Mund auf, um Luft zu kriegen. Ich hasse ihn. Ich werde meinen Vater nie mehr lieben. Die Bande entfernt sich, und er lässt sie gehen. Die Leute lachen um mein sandverschmiertes Gesicht herum, über meinen offenen Mund und meinen Kummer. Und ich muss doch noch aufstehen. Irgendwie den Sand aus meinen Nasenlöchern bekommen. Sie lachen. Ich muss den Park verlassen, sollen sie doch meinen Rücken anstarren. Das Lachen hören, Musik daraus machen, ja, es in Musik verwandeln. Es braucht seine Zeit aufzustehen, wenn man fünfeinhalb ist und gedemütigt wurde. Wenn der eigene Vater zusammen mit jenen lacht, die einen geschlagen haben. Es braucht unheimlich viel Zeit. Ich höre sie nicht mehr, nur meine Musik, als Untermalung zu ihren verzerrten Gesichtern. Ich erinnere mich gut an sie. An sie alle. Mick lacht nicht, er hilft mir mit seinen Blicken.

Also richte ich mich auf. Ich bin alt. Meine Schritte sind

langsam. Ich renne nicht mehr, um zu leben. Ich habe abgebremst. Ich habe Angst. Ich drehe mich oft um. Warum nimmst du mich nicht in den Arm, sag, Papa? Wieso höre ich dich nur mit den anderen zusammen lachen?

Und wieso ist da diese hübsche Musik in meinem Kopf, wo es doch so sehr weh tut? Wieso ist es Blues? Wieso hilft er mir auf?

Es riecht nach kaltem Zigarettenrauch, darüber legt sich der Geruch von qualmenden Kippen, von trocknenden Regenmänteln und von Schweiß. Es ist voll. Man steht eng zusammen. Spitz zulaufende Schuhe. Zur Zeit top-modern. Jazz. Guter Jazz. Weniger guter. Im Ealing Club geben sich die Gruppen die Klinke in die Hand. Londoner Vorstadt. Heute Morgen habe ich Mick auf dem Bahnsteig in Dartford getroffen. Wir hatten uns ewig nicht gesehen. Er hatte Platten von Muddy Waters unterm Arm. Er hat mir erzählt, dass er der Sänger der Band Little Boy Blue and the Blue Boys war, einer ganz neuen Band, so neu wie mein Blick auf das Leben. In dem Alter glaube ich an das Leben. Ich glaube an die Wahrheit, ich glaube, dass alles, was man tut, ein Echo hat, dass man nur das sagen darf, was man denkt. Ich bin Purist, ich liebe die Musik mehr als das Geräusch meines Atems. Hier bin ich also, und mein Fuß, der den Takt schlägt. Und auf der Bühne ist Mick Jagger und will, dass wir zusammen spielen.

»Woher weißt du, dass ich gut bin?«

»Das ist eine Frage der Einstellung, Mann. Eine Frage der Einstellung.«

Ich nehme meine Gitarre. Er hat Recht. Ich bin gut, weil ich anders klinge. Ich habe eine eigene Art, Musik zu ma-

chen, das Tempo neu zu erfinden. Und seine Stimme zu meiner Gitarre – das ist wie die Lippen eines Verliebten, das geht wie von selbst, jeder respektiert den Rhythmus des anderen und gibt ihn gleichzeitig vor. Seine Stimme, meine Gitarre, das ist der Anfang der Stones. Wir wissen es noch nicht, aber da ist Energie, ein Bauchgefühl, eine Gewissheit.

Oktober. Es ist Oktober.

Ich hatte den ganzen Sommer auf meinem Zimmer gehockt und Gitarre gespielt und von anderen Instrumenten geträumt, die mir antworten würden. Und auf einmal ist da diese Stimme, die weit über das hinausgeht, was ich kann. Der Ealing Club liegt unter Straßenniveau, vielleicht sogar tiefer als die U-Bahn. Man steht im zwei Zentimeter tiefen Wasser, dazu zwei Zentimeter Schweiß und überall elektrische Kabel. Man könnte leicht draufgehen. Wir spielen wie Ratten, die herumwühlen, um zu überleben. Wir versuchen es zumindest.

Man entdeckt gemeinsame Kumpel, wie zum Beispiel Dick Taylor. Seine Mutter ist für zwei Wochen in Urlaub gefahren. Wir nehmen ihr Haus in Beschlag. Ein anderer Kumpel, Bob, hat einen Verstärker und ein Tonbandgerät von Grundig. Wir können spielen und dann hören, wie es war, auf die Gefahr hin, uns gut zu finden. Und die Kumpel werden mehr. Die Musik breitet sich aus, schlägt Wellen. Wir denken: Einige von uns sollten zusammen spielen.

Das ist der Zeitpunkt, an dem ich für mich vorsichtig formuliere, dass dies mein Leben sein könnte. Vorher ging es ums Überleben, ich hatte keine Lust, mir irgendeine beschissene Existenz auszumalen, denn ich sah keine Mög-



lichkeit, ihr zu entgehen. Jetzt tut sich auf einmal etwas in mir. Und wenn es doch möglich wäre?

Winter 1963. Edith Grove 102, London.

Ich weiß nicht, was wichtiger ist. Die Art und Weise, wie man etwas erlebt hat, wie man sich daran erinnert oder vielleicht gerade das, was man vergessen hat.

Es war ein Dreieck. Ein verdammt starkes. Ein ausgeglichenes manchmal, ein Bermudadreieck oft, auf jeden Fall ein Dreieck des Talents. Brian Jones. Keith Richards. Mick Jagger. Diese Namen, die eine ganze Generation zum Schwärmen bringen werden, gehören uns. Sie sind alles, was wir haben. Wir haben kein Geld. Wir hausen in einem dreckigen Loch. Zwei Zimmer. Küche und nichts zu essen. Klo auf dem Gang. Im Westen von London. Ich gehe nachmittags bis zur King's Road, wo ich Mädchen anlächle, die nicht zurücklächeln. Wenn ich etwas Bares habe, gebe ich es aus. Ich kaufe etwas zu essen und schlinge es noch auf der Straße hinunter. Ich rauche so viele Kippen, wie ich kann, bevor ich mit der Schachtel wieder nach oben gehe. Brian nimmt mir alles ab, Brian leert nachts unsere Taschen. Und Nacht ist es immer. Der Himmel hängt tief, erdrückt uns mit seinem geballten Grau und schifft auf uns mit diesem nieseligen, nervigen, endlosen Regen. Der fast augenblicklich auf meiner geröteten Haut gefriert. Die Wohnung ist eisig. Es gibt eine elektrische Heizung, die man in Gang bringt, indem man irgendwo Münzen einwirft. Es ist immer kalt. Wir schlafen Seite an Seite auf Matratzen, die wir auf dem Boden ausgelegt haben. Der Winter ist eine Art Maschine, die uns zu Brei verarbeitet. Unsere Seelen sind geschrumpft.

Wir drängen uns aneinander, um durchzuhalten, und mit den an uns gedrückten Gitarren erfinden wir den Klang der Stones. Miteinander verbundene Noten, die einander warm halten.

Ich hatte Sex mit Mick Jagger. Unter einer dreckigen Decke, eines Abends, als uns kalt war. Einer von uns war schon zwanzig oder sah wenigstens so aus. Mick hat Sex mit Leuten, die gerade da sind. Er will wissen, ob er verstörend wirkt. Die Sache an sich bedeutet ihm nicht viel. Es ist sein Bild in den Augen des glücklichen Opfers, das zählt. Und auch das, was sein Spiegelbild nicht zurückwirft, das, was man vergisst. Was man hinter sich lässt, um zu überleben. Brian schlief, zugehörnt. Wir waren durchgefroren. Wir haben uns neben ihn gelegt. Mick hatte eine enge Hose an, die er nicht ganz hinunter gezogen hat. Nackter Oberkörper. Ich habe seinen Bauchnabel gesucht, das weiß ich noch. Er war kaum zu sehen. Als wäre er ein neuer Mensch. Als wäre er aus keinem anderen gekommen. Der Erste. Sein Mund hat meinen eingesaugt. Sein unbehaarter Oberkörper hat sich an meinen gepresst, und er hat mein Becken angehoben wie bei einer Frau. Wir waren aneinandergeklebt, es hat mich erregt, seine Rippen zu spüren und weiter unten, sein hartes Glied. Er schob es in mich hinein, und ich habe ihn machen lassen. Mein Aufschrei weckte Brian.

Mick ging rein und raus, aber es waren nicht meine Augen, in die er schaute. Sondern Brians. Er lächelte ihn an. Dann fing er an zu lachen. Er gackerte herum wie ein verschämter Teenager. Dann wurde mir sein Lachen unerträglich. Sein Lachen hat mich mehr verschmutzt als

sein Sperma, das in dem Augenblick kam, als ich seinen Körper heftig von mir stieß. Aus seinem Lachen habe ich ein Lied gemacht. Dann war Stille. Ich habe ihm eine Zigarette angezündet und mir mit der Hand den Hintern abgewischt. Es war immer noch kalt in diesem erbärmlichen Loch.

Ich zog mich wieder an. Eine Braut, der wir gesagt haben, sie solle vorbeikommen, kam herein. Ich griff mir meine Gitarre und spielte. Wir haben sie in einer Ecke Platz nehmen lassen und ihr ein Glas Wasser in die Hand gedrückt. Im Zimmer roch es nach Sex. Sie muss den Eindruck gehabt haben, in einem Bordell gelandet zu sein, es war ihr offensichtlich unangenehm. Sie war eine junge Studentin. Ich erinnere mich an sie. Blond, mit einem Pony und ernsten Augen. Sie zupfte an ihrem Rock herum. Mick beachtete sie nicht. Er sang. Wir sahen einander prüfend an, aber zwischen uns hatte sich nichts geändert. Seine Stimme zu meiner Gitarre war besser als sein Ding in meinem Arsch. Schon damals die Stones. Wir krepiereten vor Hunger, aber das Genie war da. Die Musik musste nur noch durch diese eisigen Wände dringen.

Diese Musik, die wir erfunden haben. Untanzbar, aber die Lust macht, sich zu bewegen, eine Musik von Weißen, die es treiben wie die Schwarzen, ohne Tabus. Eine Musik von Leuten, die hemmungslos genießen wollen. Jetzt, sofort. Eine Musik von Tieren. Große Rockmusiker sind untreu. Es ist nicht möglich, mit moralischen Prinzipien beladen all die reinen Empfindungen zuzulassen und sie nicht gleich mit dem Verstand zu vertreiben, nur puren, in Noten verwandelten Instinkt wirken zu lassen. Man darf

nicht allzu intelligent sein, wenn man ein großer Rockstar sein will, keine von diesen analytischen Intelligenzbestien. Man muss zulassen, dass ein befremdlicher, erschreckender und unabdingbarer Teil von uns das Wort ergreift: das Animalische. Bei dem verklemmten Mädels hat es gewirkt. Ich spielte ein orgiastisches Solo, das sie mit passenden Schreien unterlegte, während es sich Mick auf ihr gut gehen ließ. Brian hat schon einige uneheliche Kinder mit verheirateten Frauen, worauf er ziemlich stolz ist. Er rät Mick, sein Ding rauszuziehen und ruft ihm von seiner Matratze aus zu: »Spritz ja nicht hinein, Mick!« Wovon hängt Leben ab? Mein Vater war von der Front zurückgekommen, in einem richtig miesen Zustand. Er war einer der wenigen Männer in unserem Wohnviertel überhaupt, und meine Eltern haben es während des Krieges miteinander gemacht.

»Ist er nicht niedlich ...« Die Bomben schlagen pfeifend um das Livingstone-Krankenhaus herum ein. Meine Mutter hätte mich gern länger bei sich im warmen Bauch behalten. Sie drückt mich fest an sich. Das Krankenhaus ist schon am rechten Flügel getroffen worden, dort, wo die Schwerverletzten gelegen hatten, sie sind nun ins Untergeschoss, in die Leichenhalle, verlegt worden ... Man legte mir einen alten speckigen Teddy ins Bettchen. Man gibt halt, was man findet, wenn um einen herum gestorben wird.

Augustus Theodore Dupree hat einen obercoolen Namen, er ist Jazzmusiker. Er hat ein Hemd mit einer eingearbeiteten Cowboy-Krawatte, das er zu besonderen Anlässen anzieht. Zu Geburtstagen, Hochzeiten, Weihnachten,

Taufen, Silvester. Er meint, sollte man ihn jemals zu einer Beschneidung einladen, würde er es auch da anziehen. Ich nenne ihn Gus, weil ich darf, weil er mein Opa ist.

Seit Papa weg ist, sitzt Gus stundenlang am Fenster. Mama hat zu ihm gesagt, es wäre schön, einen Mann im Haus zu haben. Also ist er da. Er spricht wenig. Ich sehe ihn immer von hinten an. Ich glaube, dass er es nicht merkt. Ich sehe ihm stundenlang zu, wie er stundenlang auf die leere Straße hinaussieht.

Dann, eines Tages, spricht er mich an. Er dreht sich nicht um. Er weiß, dass ich da bin.

»Komm her, komm her, Junge.«

Draußen regnet es. Ein feiner und schwerer Regen. Gus hebt mich auf seine Knie. Ich bin schon recht groß, und Opa ist gebrechlich, deshalb ist es mir etwas peinlich.

»Schließe deine Augen. Hörst du den Regen?«

»Ja, Opa Gus.«

»Du hörst den Regen, Keith, aber hörst du auch seine Musik? Hör mal. Hilf dem Regen, seinen Weg zu finden. Tap, ti, tit ti, tap ... O ja, ja, tap. Fühlst du, wie er dir einen Rhythmus vorschlägt und wie eine Melodie den Rhythmus streift, um ihn stärker zu machen? Du fühlst es, Keith. Ich habe es in dir gesehen, du fühlst es, so wie ich es fühle. Das ist Jazz, Keith. Jazz bedeutet, dass man Dinge hört, wie sie sind. Mit der ganzen Unordnung, die sie mit sich bringen, und der Logik des Lebens, das immer weiter geht. Sing für mich, Keith, sing dem Opa den Regen vor.«

Mit meinem zarten Stimmchen fing ich an zu singen. Es tat gut. Als hätte ich ihm mit dieser kleinen Melodie meinen Kummer und meine Hoffnung erzählt.

Diese Stunden auf den Knien meines Opas sind die schönsten meines Lebens. Hier habe ich die Musik begriffen. Ich verstehe immer noch nichts davon, Keith, und doch geht mir deine Musik durch und durch und lebt in meinem Frauenkörper, als wäre es der eines anderen.

Ja, es regnet für alle, selbst für jene, die im Regen nichts hören

Die Synkope, der Rhythmus, der manchmal stockt, dann die wiederkehrende Strenge, als wohnte sie der Natur selbst inne. Windböen, die sich in Regen-Riffs verwandeln.

An jenem Tag erfinde ich das, was mein Markenzeichen werden sollte, den vierten Schlag als Stützpunkt, als Dreh- und Angelpunkt. Weil ich den vierten Tropfen lauter, reiner höre. Der vierte Tropfen macht aus mir einen legendären Gitarristen. Ich bin zehn Jahre alt.

Ich liebe meinen Papa nicht, aber ich will nicht, dass sie auseinandergehen. Warum lassen sie sich scheiden? Der Vater von Teddy schlägt seine Mama, und sie verlässt ihn trotzdem nicht. Sich nicht mehr zu lieben ist doch kein Grund für Scheidung. Zu meiner Zeit wurde so was nicht erklärt. Der Vater geht davon. Das ist alles. Man fragt mich noch nicht mal, ob ich bemerkt habe, dass er weg sei. Aber ich habe es bemerkt, weil ich ihn nicht liebe.

Später schickt man mich auf das Sidcup Art College. Ich werde nie mehr ein Zuhause haben. Wenn ich wiederkomme, dann um zu begreifen, was ich alles nie sein werde.

Ich für meinen Teil habe meinen Kindern alles ausführlich erklärt, wie im Lehrbuch. Ich erkannte meine Stim-

me kaum wieder. Ich glaube übrigens, dass ich in diesem Moment tatsächlich eine andere Stimme hatte. Ich habe die spitzen Töne im Bad der Wohnung gelassen, in der ich gelebt habe und das nun eine andere Frau beherbergt. Eine junge Frau. Ich habe alles erklärt. »Man hört nicht auf, seine Kinder zu lieben. Denn das ist eine andere Art von Liebe. Keine verliebte Liebe. Sondern eine ewige Liebe. Nichts wird sich ändern, außer dass ihr euren Papa und eure Mama nicht mehr zusammen sehen werdet und ihr die Hälfte der Ferien bei dem einen und die andere Hälfte bei dem anderen verbringen werdet« und so weiter.

Während ich ihnen doch das jämmerliche Scheitern unserer Ehe hätte erklären sollen. Papa fährt nicht mehr auf eure Mama ab, Kinder, hier fängt alles an, versteht ihr? Einfach alles. Eure Mama hat gedacht, dass es nicht schaden könnte, ein wenig bewundert zu werden und ein wenig intelligenter zu sein als andere Mädchen mit blauen Augen. Falsch gedacht. Ich hätte es ihnen sagen sollen, damit sie keine Zeit vergeuden. Dass sich die Prinzen früher oder später auf ihren weißen Rossen in ferne Länder absetzen. Dass die Versprechungen schon falsch sind, sobald sie ausgesprochen werden. Wenn man etwas verspricht, trifft man eine Wahl. Und am Ende sieht die Eissorte in der Waffel des anderen immer verlockender aus. Bist du sicher? Ganz sicher? Bin ich es, die du liebst? Aber ja. Warum fragst du? Weil es ganz schön viele Alternativen unter dem Rest der Menschheit gibt. Ich will nur dich. Ich hätte ihnen sagen sollen, dass man sich hasst, eines Tages. Und dass auch das eine interessante Geschichte ist.



Amanda Stthers

**Bin das ich, die du liebst?**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 128 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-630-62168-5

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: Juli 2009

Die Liebe ist eine Himmelsmacht – doch manchmal wird sie zur Höllequal

Was bleibt von einer gemeinsamen Liebesgeschichte? „424 Filme zusammen gesehen. Bei 30 ist er vor dem Ende eingeschlafen. 837 Essenseinladungen bei Freunden, 7 davon waren nicht langweilig. 200 Liebeslieder sind von meinem i-pod verschwunden, keine Ahnung, wieso. Einige Tage, an denen wir keine Lust hatten, miteinander zu schlafen.“ Und das soll es dann gewesen sein? Andréa Stein will nicht akzeptieren, dass sich der Vater ihrer Kinder aus dem Staub gemacht hat – sie erfindet sich ihre eigene Geschichte einer großen, nicht enden wollenden Liebe.



[Der Titel im Katalog](#)